



Brunftschrei der Festspiele

In München umranken Prilblumen Claudio Montehippies Orfeo, während sich Rolando Villazón in Baden-Baden die „Änglssäle“ aus dem Leib singt. Ein Wiedersehen mit Anja Silja bieten die Bregenzer Festspiele – wo einem der Wiener Schmäh recht ätzend vorkommt.

Festspielzeit. Aufbruch in die Provinz, Hochkultur in ländlichem Umfeld. Aber vorher noch ein Zwischenstopp in München, wo man noch einmal die Saison luxuriös bilanziert und mit ein, zwei Premieren krönt. Hier singt Christian Gerhaher Monteverdis „Orfeo“. Und man merkt beim Applaus: Das intime Prinzregententheater ist der wahre Gerhaher-Gralstempel.

Der Bariton ist kein neutral schmiegsamer Barockspezialist, er singt realistisch, kaum stilisiert. Und immer mit dem sehr besonderen, traumverloren-sachlichen, schwebend-geerdeten Gerhaher-Touch. David Bösch, das ist einer der besseren Momente in seiner erstaunlich schlichten Monteverdi-Inszenierung, nimmt das clever auf. Der antike Barde, in ein vom sauren Regen angeschmuddeltes Hippie-Ambiente verfrachtet, ist hier ein Fremdkörper. Total. Der stimmt die ersten Kantilenen an, auch wenn ihm die im Papp-Präsentkarton überreichte Leier eher unangenehm ist, und scheint sich in seinem schmutzigen Anzug nicht wohlfühlen.

Um ihn herum seltsam aus der Zeit und einem klapprigen VW-Bus gefallene

Blumenkinder zwischen meterhohen, bald welken Prilblumen. Der Tod seiner Braut, das scheint nur eine in Kifferlaune ersonnene Scharade, um den steifen, um Aufmerksamkeit und Ernst heischenden, gar nicht lockeren Herrn Kammer-sänger an der Nase herumzuführen.



Beim dritten Teil eines mindestens sechs Folgen umfassenden Mozart-Opernzyklus wird die Deutsche Grammophon noch viel Mühe in die Nachbearbeitung investieren müssen. Denn was zunächst live als „Entführung aus dem Serail“ in Baden-Baden zu sehr stolzen Preisen als konzertante „Gala“ zu hören war, um anschließend als CD veröffentlicht zu werden, das überzeugte höchstens als halbe „Mozart-Opern-Kugel“.

Der Tenor Rolando Villazón sowie der junge Dirigent Yannick Nézet-Séguin sollen hier die künstlerischen Konstanten bilden. Das brillant, ausgeglichen und trennscharf spielende Chamber Orchestra of Europe folgt willig dem wie ein Meister im Fliegengewicht tänzelnden Frankokanadier. Anna Prohaska gibt

der Blonden Wucht und Höhenaplomb. Sie ist keine Soubrette von gestern, sondern ein emanzipiert-schnippisches Girlie von heute. Und das dramatisch unterfütterte Koloraturwunder Diana Damrau gestaltet die nicht enden wollende Verzierungsflut der Konstanze als Schmerzensparcours einer von Liebe und Anstand zerrissenen schönen Seele. Was man von Rolando Villazóns Belmonte leider nicht behaupten kann. Der mogelt sich mehr schlecht als recht durch. Die erste Arie gerät mit schönen Schwelltönen und einigermaßen gebundenen Linien noch leidlich, doch dann brechen ihm die Noten weg, die Intonation sackt ab, sein Singen rutscht aus der Maske. Zudem wird das Dialogdeutsch („Änglssäle“ statt „Engelsseele“) immer schlechter.



In Bregenz, wo David Pountney nun nach zehn erfüllten Spielzeiten auf und um den Bodensee in sein Festspielsaison-Finale als Intendant geht, gerät die ambitionöse Uraufführung von HK Grunders „Geschichten aus dem Wiener Wald“ (nach Ödön von Horváth) als Opernkreation zum stimmigen, einfühlsamen, sogar generös lokalpolitischen Ausklang. Es hat lange gedauert, bis dieser so musiktheaternähe, dabei so perfide mit allen Wien-Klischees spielende Szenenreigen eine Oper wurde. HK Gruber, der Mann fürs Schräge unter Österreichs zeitgenössischen Tonsetzern, hat für die melancholisch-böse, von seinem Regisseur Michael Sturminger geschickt zum Libretto eingerichtete Bilderfolge die passend doppelbödigen Töne gefunden, welche Gemütlichkeit als Verlogenheit entlarven.

Zu denen man dann einander allerdings meist nur verbal umbringt mit der

Christian Gerhaher überzeugt in München als Orfeo in Monteverdis gleichnamiger Oper – im Prinzregententheater als morbides Hippie-Spektakel dargeboten in einer eher uninspirierten Inszenierung.





HK Gruber ist unter Österreichs zeitgenössischen Tonschöpfern so etwas wie der Mann fürs Schräge. Seine Horváth-Vertonung „Geschichten aus dem Wiener Wald“ ging bei den Bregenzer Festspielen zum ersten Mal über die Wasserbühne (und dabei nicht baden).

Liebe, der man nicht entgeht, und zu denen Frauen verblühen, Männer immer schmieriger werden. Bis am Ende die bannend von Anja Silja verkörperte Großmutter ein ungewolltes Kind sterben lässt und ungerührt weiter die Wiener Walzer spielen, schräg und schrill, auf einem kaputten Klavier, von einer Jazzband im Strip-Schuppen intoniert, wüst und wild, gern auch atonal überzuckert von den Wiener Symphonikern gespielt.

Angelika Kirchschrager führt als Valerie die überreife, lebenshungrige wie -erfahrene Geschäftsfrau vor, Albert Pesendorfer ist der gefühlsarme Zauberkönig, der ungerührt zusieht, wie seine Tochter vom strizzifiesen Alfred des famosen Daniel Schmutzhard geschwängert und sitzen gelassen wird, und schließlich in der Auszieh-Szene landet. Diese Marianne: ein im größten Unflat an das Gute und das Glück glaubendes bittersüßes Mädel mit halbschöner Seele. Ilse Eerens singt sie mit hinreißenden Spitzentönen, eindrücklicher Fräulein-Wucht und lyrischer Emphase im Duett mit dem sie schließlich als passive Trophäe davontragenden fürchterlichen Fleischhauer, den Jörg Fischer als stoischen Gefühlsklops gibt.



Muss man sich darüber aufregen? Wir finden nicht. Schon Sekunden nach Beginn der Bühnenaktion, Axel Kober hatte zur Eröffnung der 103. Bayreuther Festspiele eine flüssig-beschwingte, holzbläserfeine „Tannhäuser“-Ouvertüre dirigiert, da kracht und knallt es zweimal heftig, Holzteile fliegen herum. Der aus dem Bühnenboden hochfahrende Käfig, in dem einmal Affen lebten, jetzt nur noch einfache Statisten samt Tannhäuser und seiner schwangeren Venus hausen, hat sich verhakt. So hat Sebastian Baumgartens ungeliebte Inszenierung doch noch einmal Bum-Bum-Effekt gemacht. Torsten Kerl und eine ungewöhnlich komische Michelle Breedt steigen tapfer durch eine Klappe auf das schwankende Gestänge und improvisieren vor sich hin, aber nach 25 Minuten wird abgebrochen und das Publikum für eine Stunde nach draußen geschickt.

So wird dieser „Tannhäuser“ immerhin in die Festival-Geschichte eingehen. Man mag jetzt von dieser technischen Panne auf den baulichen wie geistigen Zustand von Haus und Hügel folgern, aber gerade dieser Jahrgang, ohne Novität, aber mit termingerechter verkündeter Verlängerung von Katharina Wagners Vertrag und der langfristigen Strategie

des Bayerischen Kulturministeriums, das Konsortium dieser Festspiele ganz unter seine Verantwortung zu stellen, macht deutlich: Keiner muss Angst haben um Bayreuth.



Und dann ist da noch ein neuer „Rosenkavalier“ in Salzburg. Strauss-Geschäft de luxe, von Harry Kupfer frugal in Wiener Jugendstil-Ambiente inszeniert, von Franz Welser-Möst charmant am Pult der hinreißenden Wiener Philharmoniker dirigiert. Die Debütantin Krassimira Stoyanova glänzt als Marschallin, Sophie Kochs Octavian hat einen gewissen herben Geschmack, Mojca Erdmann ist ein kleinstimmiges Sophie-Trotzköpfchen.

Eigentlich aber sollte die Oper einmal „Ochs auf Lerchenau“ heißen. Und wenn man den saftig-kraftigen Günther Grossböck nun erstmals hört, eine grandios stimmige Mischung aus charmierendem Don Juan, sich plusterndem Provinzgockel und Testosteron ausatmendem Faun, dann weiß man auch, wieso. Er ist der Dreh- und Angelpunkt, um den hier alles kreiselt. Selbst in der größten Demütigung behält er eine trotzig-natürliche Würde, die der seitenspringenden Marschallin durchaus gefährlich werden könnte. Wenn dieser Ochs als wilder, halbnackter Stier sein Leibkind aus der Kehle stößt, dann ist das ein wohliger, luxuriös festspielsinnlicher Brunftschrei.

Bleiben Sie im Rhythmus!

Ihr

Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.

Zum Jubiläum des großen Komponisten erklingt in Salzburg Richard Strauss' „Rosenkavalier“ in einer sehenswerten Inszenierung von Harry Kupfer. Hier glänzt nicht nur die Wiener Jugendstil-Kulisse, sondern auch die Sängerbesetzung – natürlich in Star-Qualität.

